
ALTE FRAUEN
VERENA LUEKEN
ullstein

ullstein

»Eigentlich bin ich eine alte Frau«, behauptete ein guter Freund von Verena Lueken gleich bei der ersten Begegnung. Da war Daniel gerade mal Mitte dreißig, liebte Männer – und Frauen nur, wenn sie nicht mehr jung waren. Dass alte Frauen sonst eher nicht so beliebt sind, ist kein Geheimnis. Rollenbilder? Gibt es kaum, von der freundlichen Oma mal abgesehen. Je älter die Frauen werden, desto mehr verschwinden sie aus der Öffentlichkeit. Und tauchen erst wieder auf, wenn sie auf die hundert zugehen oder als Exzentrikerinnen auf TikTok Karriere machen. Was alte Frauen stattdessen sind? Diskrete Feministinnen, kämpferische Intellektuelle, Liebende, Unangepasste, oft auch Gerade-noch-rechtzeitig-»Entdeckte«.

Entwaffnend elegant zeichnet Verena Lueken die inspirierenden Lebensentwürfe dieser Frauen nach. Höchste Zeit, sie kennenzulernen.

»Ein Buch wie eine gute Party, auf der wir lauter neue, coole Frauen kennenlernen – vom ersten Satz an fesselnd.«
PETRA GERSTER

VERENA LUEKEN prägte über viele Jahre das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung als Autorin und Kritikerin mit Beiträgen zu Film, Literatur, feministischen und amerikanischen Themen. Für ihre journalistische Arbeit wurde sie mit dem Internationalen Publizistikpreis sowie dem Michael-Althen-Preis für Kritik ausgezeichnet. Ihre *Gebrauchsanweisung für New York* avancierte zum Long- und Bestseller. Ihre Romane *Alles zählt* und *Anderswo* wurden von der Presse begeistert gefeiert. Verena Lueken lebt in Frankfurt am Main und Berlin.

Von der Autorin sind in unserem Hause
außerdem erschienen:
*Alles zählt*

VERENA LUEKEN

# ALTE FRAUEN

Ullstein Taschenbuch

Die Übersetzung des Nonsense-Gedichts aus Lewis Carrolls *Alice hinter den Spiegeln* stammt von Christian Enzensberger, Insel Taschenbuch, Frankfurt am Main 1977, S. 27.
Einigen Kapiteln liegen Recherchen für Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* zugrunde.

www.ullstein.de

ISBN 978-3-548-07512-9

Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Dezember 2026
© 2025 by Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@ullstein.de.
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
nach einer Vorlage von Rothfos & Gabler, Hamburg
Titelabbildung: © Nicola Pucci. All rights reserved 2026 / Bridgeman Images
Gesetzt aus der Quadraat
Satz und Repro: Savage Types Media GbR, Berlin
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

**Danke, Samir Sellami**

# Inhalt

Welche junge Frau wäre freiwillig gern
ein alter Mann? 11

Grausam, sexy, weise 29
Bei Jane Campbell in Oxford

Ordnung und später Ruhm 53
Am Union Square bei Carmen Herrera

Heimat ist eine Fiktion 75
Jeanine Meerapfel in Berlin

Der Duft der Frauen 97
Daniel

Die Arbeit ist nie getan 109
Lucinda Childs in New York, dann in Berlin

Die Verpassten 133

»Ich lebe im Jetzt« 147
Gioconda Segantini zwischen Hof und Maloja

Alter ist nur eine Zahl 165
Katharine Sehnert in Köln

The Odd Woman 183
Auf Vivian Gornicks Couch in Manhattan

Bericht erstatten 209
Ulrike Edschmid, Berlin

Alte Bücher 233

Penelopes Rache 245
Isabella Ducrot in Rom

Die Blutgräfin 267
In Kreuzberg bei Ulrike Ottinger

Abschied vom Absoluten 291
Ellen Brodkey in Maine und New York

Weiterlesen 309

Bildnachweise 313

# eins



Carmen Herrera: Black and White, 1987.
Acryl auf Leinwand. Foto: Ken Adlard

## Welche junge Frau wäre freiwillig gern ein alter Mann?

Ein junger Mann, der ein guter Freund wurde, stellte sich bei unserer ersten Begegnung mit dem Satz vor: »Hallo, ich heiße Daniel. Aber eigentlich bin ich eine alte Frau.« Er war Mitte dreißig. Heute ist auch er älter als sechzig und immer noch zufrieden mit diesem Bild von sich. Kürzlich schickte er über WhatsApp ein historisches Schwarz-Weiß-Foto mit der Rückenansicht einer offenbar alten Frau, aufrecht im Kostüm mit Hut und einer schnurgeraden Strumpfnaht unter dem züchtig kniebedeckenden Rock, in Pumps und mit Henkeltasche über dem Arm. »Ich schon wieder«, hatte er darunter geschrieben. Er liebt Männer und Frauen, wenn sie nicht zu jung sind. Seit er selbst jung war, sieht er in sich auch eine alte Frau und ist völlig damit einverstanden.

Welche junge Frau wäre freiwillig gern ein alter Mann?

Daniels Wunsch muss etwas damit zu tun haben, wie alte Frauen sind. Wie sie nicht sind. Als ich ihn einmal fragte, war die Antwort knapp. »Schau deine Mutter an«, sagte er, da war sie Anfang achtzig. Meine Mutter war bis zu ihrem Tod mit dreiundneunzig in jeder Hinsicht einzigartig. Intellektuell anspruchsvoll, materiell nicht so

sehr. Sie war die erste Frau, die mir erzählte, es sei Unfug, wenn behauptet würde, Begehren und Lust ließen in den Wechseljahren nach, ich solle mir das später nicht einreden lassen. Ich war fünfundzwanzig bei diesem Gespräch, das mir etwas peinlich war, deshalb fragte ich nicht weiter, was ich seit Langem bedaure und sie, glaube ich, ein wenig enttäuschte.

Meine Mutter war Mitte sechzig und Witwe damals. Nachdem ihr dritter Mann gestorben war, lebte sie sechsunddreißig Jahre lang allein, jammerte nie, ging jeden Tag im Wald spazieren, kochte, was die Jahreszeit hergab, las und diskutierte leidenschaftlich und hatte in den letzten Jahren ihres Lebens wieder einen Freund, der dreißig Jahre jünger war als sie. Mit ihm fuhr sie mit neunzig nach Syrien, weil er Palmyra, das damals noch als berühmte Ruine zwischen Hochland und Wüste stand, nicht kannte, sie aber wohl. Natürlich wurden sie und Daniel enge Freundinnen.

Alte Frauen sind nicht überall so beliebt. Und nicht alle alten Frauen sind wie meine Mutter, nicht einmal so ähnlich. Aber viel mehr, als man denken könnte, wenn man sich umschaut, obwohl sie aus der Öffentlichkeit, das ist nichts Neues, je älter, desto mehr verschwinden und als Faktotum erst wieder auftauchen, wenn sie auf die hundert zugehen. Rekordalte nannte das mal jemand, ich habe vergessen, wer, wo und wann, aber ich erinnere mich, dass ich zusammenzuckte, als es mit der Klage weiterging, wie teuer sie für die Sozialsysteme seien. In der Kunstwelt lässt sich dagegen seit etwa zehn Jahren eine Begeisterung für sehr alte Frauen beobachten. Je älter eine Künstlerin ist, so scheint es, und je länger sie übersehen

wurde, desto lauter jubelt der Betrieb, wenn sie »entdeckt« wird. Manchmal ist sie dann schon tot.

In Gesprächsrunden zur aktuellen Lage, andererseits, sind sie rare Gäste, sei es auf Bühnen oder in anderen Formaten, als Expertinnen selten gefragt, anders als emeritierte Professoren oder Generäle a. D., was vermutlich auch damit zu tun hat, dass in ihrer Generation noch nicht so viele in entsprechenden Positionen waren. Es hat aber vielleicht auch damit zu tun, dass niemand die alten Frauen anschauen will. Bei Männern nivelliert die Veränderung der äußeren Erscheinung über die Zeit in der öffentlichen Wahrnehmung nicht die Persönlichkeit – den Intellekt, die ihnen entgegengebrachten Gefühle oder ein Begehren. Ihre Meinung ist nicht weniger gefragt, wenn die Haare ausgehen und der Bauch schwillt, im Gegenteil. Bei Frauen wohl. Als verlören sie mit ihrer glatten Haut alles, was sie sind, und dabei bleibt es, auch wenn sie es korrigieren lassen. Sie können auf diesem Feld bisher nur verlieren. Es gibt keinen Grund, dass dies so sein oder so bleiben muss. Außer der Konvention. Außer dem Jugendwahn, den uns das 20. Jahrhundert mit dem Konsumismus eingebrockt hat, und der mit der sexistischen Fixierung auf den Frauenkörper eine, so scheint es, kaum auflösbare Allianz eingegangen ist.

Rette sich, wer kann.

Manchen ist es inzwischen gelungen. In den sozialen Medien können alte Frauen ebenso wie alle anderen, wenn sie wollen und den richtigen Dreh raushaben, als fiktive Figur eine riesige Gefolgschaft finden wie etwa Lyn Slater, »the accidental icon«, die irgendwann mit ihrer Nummer

als »altes Model« bei Instagram aufhörte, um ein Buch zu schreiben, in dem sie dafür wirbt, »sich im Alter neu zu erfinden«. Aber nicht alle alten Frauen wollen »performen«. Nicht alle die verrückte Nudel spielen. Was wäre stattdessen oder daneben eine neue Selbstverständlichkeit? Eine, in der auch weibliche Lebenserfahrung gesellschaftlich produktiv werden darf? In der das Alter nicht das alles bestimmende Merkmal wäre? Jugend ist kein gutes Maß, wenn es ums Leben geht.

Der zarte Ansatz einer solchen möglichen neuen Selbstverständlichkeit im Ansehen alter Frauen zeigte sich in der Werbekampagne der Luxusmarke Céline, die Jürgen Teller mit Joan Didion für die *Vogue* fotografierte. 2015 war das, zehn Jahre her: schon/erst. Joan Didion – längst eine Stilikone, vor allem für die Art ihres Schreibens, aber genauso aufgrund ihrer Erscheinung, was die Sache vereinfachte – war da knapp über achtzig, trug eine riesige undurchsichtig schwarze Sonnenbrille des Labels aus Schildpatt-Imitat, die aus ihrem Nachlass später für 27.000 Dollar versteigert wurde, und sah phantastisch aus. Faltig. Mager. Distanziert, rätselhaft, etwas kauzig, und klug. Nun können nicht alle Frauen wie Joan Didion sein, und vielleicht möchte das auch nicht jede. Aber seitdem, so mein Eindruck, sind alte, sagen wir: ältere Frauen ein wenig häufiger präsent, auf Laufstegen manchmal, wie kurz nach der Didion-Kampagne Lyn Slater bei Valentino, und in Werbestrecken, aber auch auf den Bühnen, im Tanz sogar, wo mancher denken könnte, eine gewisse Jugendlichkeit sei aus praktischen Gründen geradezu alternativlos. Spätestens seit ihrer internationalen Tour *No Space for Age* haben das die Pina-Bausch-Tänzerin Malou

Airaudo und Germaine Acogny, die gern die »Mutter des afrikanischen Tanzes« genannt wird, widerlegt. Die eine knapp unter, die andere knapp über achtzig. Und haben sich nicht auch die Klatschmäuler längst an Brigitte Macron gewöhnt, fünfundzwanzig Jahre älter als ihr Mann und jenseits der siebzig inzwischen?

Eine sporadische, eine punktuelle Präsenz. Aber immerhin. Irgendwann wird nicht mehr als Makel gelten, was heute noch selbstverständlich für eine Hälfte der Menschheit eine Beleidigung ist: Männer werden weise, Frauen werden alt.

Apropos weise. Keine der alten Frauen, mit denen ich im Laufe meines Lebens und nicht erst für dieses Buch gesprochen habe, hatte den Eindruck, sie müsse Zeugnis ablegen über ihr Tun oder ein Vermächtnis hinterlassen, um auch der Nachwelt die Möglichkeit zu geben, sie zu bewundern. Keine von ihnen sprach ähnlich griesgrämig, selbstmitleidig von ihrem späten Leben wie die berühmten alten Männer, denen Generationen ehrfürchtig zuhörten, Aristoteles (der die Alten für bösartig hielt), Casanova, Goethe, Schopenhauer und dergleichen. Sie beschäftigen sich auch nicht ständig mit dem Skandal des näher rückenden Zeitpunkts, an dem ihr Leben verlöschen wird. Bis es so weit ist, machen sie einfach weiter.

Viele alte Frauen unterschreiben nicht, dass das Alter die »Rumpelkammer des Lebens« sei, wie es Oscar Wilde formulierte, der nicht alt wurde und verbittert auf den Lauf der Zeit schaute. Oder aber eine »Parodie des Lebens«, wie es in Simone de Beauvoirs erstaunlich enttäuschendem Buch *Das Alter* heißt, auch wenn sie diese Aussage wenige

Seiten später relativiert und ausführt, einzig dadurch, weiterhin Ziele zu verfolgen, die dem Leben einen Sinn verliehen, und auch in hohem Alter »starke Leidenschaften zu haben«, behielte das Leben einen Wert. Vermutlich stimmen die Frauen, die ich in diesem Buch getroffen habe, diesen eher banalen Überlegungen zu. Wir haben übers Alter kaum gesprochen. Ich bin mir sicher, sie denken übers Alter nach. Aber sie tun es anders, nicht ständig. Einige haben »noch« und »nicht mehr« aus ihrem Vokabular gestrichen. Und sie kämpfen auch nicht um ihre Freiheit. Sie haben sie längst.

Alte Frauen fordern keinen Platz. Sie ziehen sich zurück, wo sie nicht erwünscht sind. Das mag nicht immer Stärke sein, sondern manchmal auch die Scham, mit der die Gesellschaft das Alter belegt, als sei es eine Krankheit, die zu verhindern gewesen wäre. Unglaublich, dass niemand die alten Frauen aufhält, niemand Einspruch gegen ihr Verschwinden einlegt, angesichts dessen, was sie zu bieten haben – an Erfahrung, das versteht sich von selbst, aber auch an Ausdauer, praktischem Talent, unbeirrbarer Lebendigkeit und Kreativität, die nicht versiegt. Wie bei allen Menschen ist auch bei ihnen dafür die Bedingung, dass sie unabhängig leben können, was auch bedeutet, in finanziell mehr oder weniger sicherer Position. Beweglich. So wie die Künstlerinnen und Autorinnen in diesem Buch, die bis ins hohe Alter arbeiten können, arbeiten wollen. Fast alle sagten auf die Frage, wann für sie das sporadische Nachdenken übers Alter begann: mit achtzig. Alle sind älter. Und alle denken fast immer über andere Dinge nach.

Wann habe ich mich zum ersten Mal alt gefühlt? Nicht im Vergleich mit einer jüngeren Version von mir, sondern

in Bezug auf meine Umgebung? Deutlich früher, in meinen Sechzigern. Es geschah kurz nach der Pandemie im Regionalzug von Berlin nach Potsdam. Ein junger Vater mit einem kleinen Kind, noch im Buggy. Sie spielen ein Spiel mit ihren Händen, das sie zum Lachen bringt. »Aussteigen«, ruft das Kind begeistert und wirft die Ärmchen hoch. »Wir fahren doch noch«, sagt der Vater geduldig, »guck mal raus! Wir können erst aussteigen, wenn der Zug angehalten ist.« »Hat«, dachte ich, »angehalten hat.« Geht das jetzt los, war mein nächster Gedanke. Die beiden haben mir viel Freude gemacht auf unserer gemeinsamen Fahrt, und ich stolpere über die Grammatik? Ich wollte nachsichtiger werden, das war der Plan. Einen weiteren hatte ich fürs Älterwerden nicht, und dabei ist es geblieben.

Die Frauen in diesem Buch habe ich übrigens zunächst nicht wegen ihres Alters ausgesucht. Es war umgekehrt. Ich begann zu lesen – und stellte fest, die Autorin, die mich mit ihren Geschichten gerade fesselt, ist fast achtzig. Eine Kollegin erzählt von einer Künstlerin, die siebzig Jahre oder länger übersehen wurde, und ich betrachte ihre Kunst und denke: Wie kann das sein? Was kaum je passiert – dass ich mich in Blumenstillleben versenke und für einen Augenblick glücklich bin –, das geschieht vor Bildern einer über Neunzigjährigen, von der ich noch nie gehört hatte. Und so kam eine zur anderen. Möglicherweise hatte sich meine Perspektive verändert. Möglicherweise hatte ich Lust auf Neues. Auf Kunst, die erst langsam ans Licht kommt. Auf Geschichten mit anderen Figuren. Aber auch auf Kontinuität, denn einige der Frauen traf ich mehrmals über Jahrzehnte hinweg, und jedes Mal überraschten sie mich mit Plänen, Projekten, Performances.

Es handelt sich bei den Frauen, um die es hier geht, nicht um übersehene Künstlerinnen oder Schriftstellerinnen, auf die ich einen Scheinwerfer richte. Aber doch sind einige von ihnen nicht so berühmt, wie ich glaube, dass sie sein sollten – eine Ansicht, die nicht alle unbedingt teilen. Keine wartet darauf, dass ihnen jemand auf die Schulter klopft. Aber doch, dass man sie machen lässt. Nur darum kämpfen sie, wenn es sein muss – vor allem die Filmemacherinnen, die viel Geld zum Arbeiten brauchen –, wie in früheren Lebensphasen auch.

Jede von ihnen hat erlebt, wie eine Gruppe junger Männer die Bühnen und Bürgersteige in Beschlag nimmt, und keiner von ihnen zur Seite tritt, um sie vorbeizulassen. Aber sie machen die Ignoranz der anderen nicht zur Grunderfahrung ihres Lebens, sondern nehmen sie als Lizenz zum Freisein. Sie machen, was sie wollen, was sie ausprobieren wollen oder was sie am besten können, und sie wachsen dabei. Sie könnten ins Nichts schauen. Die, um die es hier geht, tun das nicht. Ja, sie sind privilegiert. Sie haben eine Erziehung, manche eine exquisite Bildung genossen, sie sind nicht verarmt, auch wenn manche von ihnen zumindest früher sehr bescheiden lebten, die meisten haben ihr Leben lang Geld verdient und bleiben dabei, manche kommen aus wohlhabenden Familien, einige von ihnen hatten Männer, die sie versorgt haben, keine ist im Augenblick ernsthaft krank. Aber das ist nur die Voraussetzung, das Sprungbrett in das Leben, das sie im Alter führen. Was dann passiert, ist ihre Sache.

Sie entdecken Möglichkeiten in einer Stimmung zwischen Zerbrechlichkeit und Übermut, wie Ulrike Edschmid das einmal formulierte, nachdem gerade ein Buch von ihr

erschienen war, oder in einer Arbeitsroutine, die sie einfach immer weiterführen, wie Vivian Gornick, von der alle paar Wochen ein Text in der *New York Review of Books* zu lesen ist, oder Jeanine Meerapfel und Ulrike Ottinger, die wie immer Filme vorbereiten, drehen oder schneiden, oder in ganz neuen selbst gestellten Aufgaben wie etwa Isabella Ducrot, die mit Ende fünfzig zu malen begann, mit Mitte achtzig eine Galerie fand und nun mit Mitte neunzig berühmt ist, auch für ihre zauberhaften Stillleben. Oder Jane Campbell, die zwar ihr Leben lang schrieb, aber erst mit weit über siebzig eine Geschichte veröffentlichte, und dann ein ganzes Buch, und kurz darauf noch eins und demnächst ein weiteres. Oder Carmen Herrera, die mit neunundachtzig zum ersten Mal ein Bild verkaufte, obwohl sie ihr Leben lang gemalt hatte. Gioconda Segantini hatte bereits ein Leben als Mutter von sechs Töchtern, Haus- und Ehefrau eines Augenarztes in Hof und Jahre in der Kommunalpolitik und als Trauerrednerin hinter sich, als sie nach dem Tod des Arztes begann, das Erbe ihrer berühmten Familie(n) aufzuarbeiten, zu dokumentieren und zu archivieren: der Segantinis und Bugattis. Vorbilder scheint keine von ihnen zu haben oder zu brauchen. Es sind auch keine gesellschaftlichen Rollen für sie vorgesehen, die sie stützen könnten. Sie müssen sich schon selbst helfen. Einige haben ein zärtliches Verhältnis zu ihren Müttern, ohne ihnen unbedingt nachzueifern. Früher gab es als Rollenbild der alten Frau die Hexe, immerhin. Eine Hexe war eine meist alte Frau, die etwas wusste, das Männer nicht wussten, über den weiblichen Körper, über Kräuter, übers Heilen. Ihr Wissen war gefährlich, weil es dem Dogma widersprach. Heute ist

von der Hexe nur noch die alte Schachtel übrig. Statt Furcht vor Weisheit Verachtung fürs Alter. Möglicherweise in der Erbfolge von Fjodor Dostojewski, der die Wucherin in *Schuld und Sühne* als »kleines verhutzeltes Weib von etwa sechzig Jahren, mit scharfen, tückischen, kleinen Augen und kleiner, spitzer Nase« beschrieb, bevor er ihr kurz darauf den Schädel spalten lässt – möglicherweise in dieser Tradition also fiel dem russischen Autor Viktor Jerofejew kürzlich als Allegorie für sein von ihm im Augenblick verachtetes Heimatland wieder mal die alte Frau ein: Das Land vegetiere dahin »wie eine gebrechliche Alte«, die mit Ach und Krach überlebe. Eine unschöne Vorstellung, in jeder Hinsicht.

Anerkennung finden alte Frauen, so scheint es, vor allem in der gönnerhaften (und auch exklusiven) Zuschreibung als die Großmutter. Mithin dann, wenn die Rückkopplung an jene goldenen Zeiten im Leben einer Frau ins Spiel gebracht wird, in denen sie fruchtbar und der Natur zu Diensten war. »Omas Häuschen« sei sicher, versicherten die Architekten des Heizungsgesetzes. »Omas Muskeln müssen brennen«, fordert eine Zeitungsüberschrift. In einem Pamphlet gegen die Flut von Mädchennamen mit höchstens vier Buchstaben heißt es: »Kurz, süß, eingängig – ein Name, den die Oma auch mit ihrem Hörgerät noch versteht.« Von wem um Himmels willen ist hier die Rede? Manche alten Frauen nennen sich selbstbewusst oder ironisch gleich selbst »Omas gegen rechts«.

Die Künstlerin Isabella Ducrot setzt dagegen: Das wahre Leben einer Frau beginnt, wenn sie sechzig und endlich für die Natur ganz unbrauchbar geworden ist. Ulrike

Edschmid meint, wir, die Frauen, müssten dafür kämpfen, dass die Freiheit deutlich früher einsetzt.

Meine Mutter war auch eine Großmutter (und auch gegen rechts), und einige der Frauen, mit denen ich gesprochen habe, sind es ebenfalls, einschließlich Isabella Ducrot. Sie sind aber vor allem etwas anderes. Sie sind Schriftstellerin, Malerin, Filmemacherin, Textilkünstlerin, Tänzerin und Choreografin, manche sehr berühmt, andere nicht so sehr. Sie erzählen von ihrem Leben als »Spätentdeckte« oder als beständige Avantgarde, als Kämpfende (still oder laut, immer schon oder erst in letzter Zeit), als Feministin, als Erbverwalterin.

Alte Frauen bilden, entgegen dem abwertenden Blick auf sie allesamt, keinen eigenen Stamm.

Ich mochte alte Frauen immer. Immer mochte ich es, in ihre Gesichter zu schauen. Je ähnlicher sich die jungen Gesichter inzwischen untereinander werden, desto mehr. Auch in der Kunst geht mir das so. Als Kind dachte ich, nur Bäuerinnen würden alt (oder alle alten Frauen würden Bäuerinnen), weil sie die einzigen alten Frauen waren, die ich auf Bildern im Frankfurter Städel oder anderen Museen entdecken konnte, wo wir regelmäßig Nachmittage verbrachten. Schöne Bäuerinnen von Paula Modersohn-Becker, interessante, faszinierende von Frans Hals, dessen Malle Babbe, wie ich später erfuhr, gar keine Bäuerin war, sondern eine Verrückte aus Haarlem. Eine Hexe, die mir aber keine Angst machte, was vielleicht unvernünftig war. Oder Dürers Mutter, die ich ebenfalls für eine Bäuerin hielt.

Es waren neugierige Erkundungstouren, keine Andachten, die ich mit diesen Bildern, diesen Gesichtern unternahm. Junge Frauen an den Museumswänden, vor allem solche in repräsentativer Montur, die nichts Eigenes an sich hatten, sondern starr aus der Leinwand blickten, interessierten mich nicht besonders. So ist es geblieben. Meine Freundin Ellen Brodkey meinte einmal, sie wolle keine der Erfahrungen missen, deren Spuren sich in ihrem Gesicht eingenistet haben und Erinnerungen auslösen, wenn sie in den Spiegel schaut. Meine Mutter sagte das auch. In ihrem Gesicht, so schien es mir, hatten sich die verschiedenen Etappen des Lebens überlagert, blieben aber transparent. Ich sah in diesem Gesicht die Mutter, als ich klein war, die Mutter meiner rebellischen Jahre, die Mutter unserer Nähe, später. Ich sah angehäufte Zeit. Und ich sah Spuren von Erfahrungen, über die sie nicht sprechen wollte. Alte Frauen sind kein Auskunftsbüro. Dennoch wüsste ich gern, ob sich etwas lernen lässt. Zum Beispiel der rückblickende Gleichmut gegenüber dem, was das Leben in der Vergangenheit zu bieten hatte. Mir fiele manches ein, das ich mitsamt seinen Spuren in meinem Gesicht nicht gebraucht hätte.

Ich begann, *Alte Frauen* vorübergehend großzuschreiben. Als seien sie ein feststehender Begriff wie Zweiter Weltkrieg oder als Zuschreibung kenntlich zu machen wie Schwarze Menschen. Was eigentlich eine gute Idee ist. Aber hartnäckige Korrekturprogramme machten diesen Plan wieder zunichte, also buchstabiere ich es aus: Keine der alten Frauen, die ich kenne, auch die Großmütter nicht, entsprechen dem reduzierten Bild, das immer noch aufscheint, wenn von alten Frauen die Rede ist.

Die alten Frauen, die ich im Laufe meines Lebens kennengelernt habe, tragen ihr Alter als eine Tatsache. Weder schamhaft noch ignorant. Sie fürchten es nicht, sie verleugnen es nicht. Altern sie würdig? So will es die Öffentlichkeit, so wollen es die Männer, die über sie urteilen, aber was bedeutet das? »Würdig zu altern« wird erstens nur von Frauen verlangt und heißt zweitens vor allem: aus dem Weg gehen. Sich verstecken, sich bedecken, nichts mehr fordern, sich abfinden mit der Position, die einem zugewiesen wird. Das tun diese Frauen nur bedingt. Aber sie drängen auch nicht ins Rampenlicht, und sie nehmen niemandem den Platz weg. Ihre Körper verhüllen oder zeigen diese Frauen je nach Wohlfühllage, die eine mehr, die andere weniger. Der Bezugspunkt ihres Lebens und ihres Denkens ist nicht das Alter. Nicht die Jugend, heißt das.

Worüber also sprechen diese alten Frauen, wenn sie älter als achtzig sind und wenn man sie fragt? Wenn ich sie frage? Ich werde, wenn ich Glück habe, in etwas mehr als zehn Jahren im Alter so weit sein wie sie. Sie haben mir ein Stück Zukunft voraus. Was erzählen sie mir? Darum wird es hier gehen. Das vielleicht einzige Geheimnis des Alterns sei, so verriet meine Mutter, dass es in Stufen und Sprüngen fortschreite, nicht als eine gleichmäßige Entwicklung. Es habe eine Plötzlichkeit, immer wieder. Mehr gebe es nicht zu sagen. Und dabei ist es geblieben. Ich habe kaum eine meiner Gesprächspartnerinnen nach ihren Erfahrungen mit dem Altern gefragt, und kaum eine hat ihrerseits davon berichtet. Dies ist also kein Buch übers Altern. Oder über »das Alter«. Es ist eine Sammlung von Erzählungen und Berichten aus einer besonderen Perspektive auf das Leben zu einer bestimmten Zeit. Mit dem

Blick alter Frauen, die viele andere Attribute auf sich vereinen. Es gehört zu dieser besonderen Perspektive aufs Leben, das Alter als Kategorie für irgendetwas anderes als für Geburts- und Sterbeurkunde auszusortieren. Alte Frauen sind auch Menschen, sagt Jane Campbell. Das ist der Punkt.

Oder auch: ältere Damen. Eine Londoner Freundin machte mich darauf aufmerksam. Sie wolle keine alte Frau werden, sagte sie, sondern darauf bestehen, eine Dame zu bleiben. Was das bedeutete, war mir zunächst schleierhaft. Sie meinte, zwischen Frau und Dame läge die Kultur. Die Dame sei ein Wesen, an der die Zivilisation gearbeitet habe, während die Frau ein Naturding bliebe. Meine Mutter sah die Sache genau andersherum. Sie wollte keinesfalls eine ältere Dame, sondern (wenn es schon sein muss) unbedingt eine alte Frau sein. Alte Frauen sind, wie auch dies bestätigt, keine homogene Gruppe – und sie werden auch nicht dazu, je älter sie sind.

Als ich Ulrike Edschmid in Berlin zum ersten Mal traf, war sie bereits über achtzig. Vivian Gornick in New York auch. Carmen Herrera hatte die 100 schon hinter sich, als ich sie ebenfalls in New York besuchte; sie starb kurz nach Ende der Pandemie, bevor wir uns wiedersehen konnten. Gioconda Segantini ging auf die achtzig zu, als wir uns in St. Moritz zum ersten Mal begegneten, Mitte achtzig war sie beim nächsten Mal. Ellen Brodkey ist heute älter als neunzig. Wir kennen uns seit einem Vierteljahrhundert, da war sie gerade Witwe geworden und ich ganz neu in New York. Anfang 2025 hat sie die Stadt nach achtzig Jahren verlassen und ist in die Nähe ihrer Tochter nach Maine

gezogen. Jane Campbell traf ich, kurz nachdem sie ihr zweites Buch veröffentlicht hatte, mit Anfang achtzig in Oxford. Lucinda Childs war Mitte siebzig, als wir zum ersten Mal sprachen, Mitte achtzig beim zweiten Mal, und beide Male war sie dabei, Vorstellungen alter und neuer Stücke vorzubereiten. Beim zweiten Treffen, Ende 2024, tanzte sie selbst, ein Solo im Haus der Berliner Festspiele. Isabella Ducrot ließ sich gerade von einer Welle unerwarteten Erfolgs tragen, als wir uns in Rom trafen, da war sie dreiundneunzig, während Jeanine Meerapfel kurz vor unserem Gespräch ihre Position als Präsidentin der Akademie der Künste aufgegeben hatte. Sie war Anfang achtzig, wie auch Ulrike Ottinger, die ich traf, als sie gerade begann, einen neuen Film zu schneiden.

Die Liste derer, die ich gern getroffen hätte, ist lang. Auf ihr stehen Frauen, die nicht alt geworden sind, mit denen ich aber gern als alte Frauen gesprochen hätte. Frauen, die ich verpasst habe, weil sie starben. Aber auch Frauen, die immer schon tot waren, seit ich am Leben bin, wie Sappho, Hildegard von Bingen oder Ricarda Huch.

Die Frauen, die ich getroffen habe, kennen sich nicht untereinander. Was bei einigen erstaunlich ist. Aber sie teilen Erfahrungen. Lucinda Childs erzählte, wie Zuschauer Eier auf die Bühne warfen, als sie und ihre Kompanie zum ersten Mal ihr inzwischen klassisches Stück *Dance* tanzten, weil sie sich veräppelt fühlten oder überhaupt feindselig waren und sich nicht einlassen wollten. Sie brachten die Eier mit ins Theater, erwarteten also auch, sie zu werfen, obwohl sie das Stück noch nicht gesehen hatten. Wen meinten sie mit ihrer Aktion, Mitte der 1960er-Jahre?

Mit demselben Erstaunen erinnert sich Jeanine Meerapfel heute daran, wie einer ihrer Filme bei den Internationalen Berliner Filmfestspielen schon nach kurzer Zeit ausgebuht wurde und ein solcher Tumult entstand, dass der Film nach 20 Minuten »tot« war und nie ins Kino kam. In der Pressekonferenz anschließend wurde sie gefragt: »Wann weinen Sie endlich?« Das war 1987, der Film hieß *Die Verliebten*. Sie ist überzeugt davon, es ging darum, sie kleinzumachen, nachdem sie mit den vorangegangenen Filmen einigen Erfolg gehabt hatte, etwa beim Filmfestival in Cannes. Andere, wie Carmen Herrera, erlebten jahrzehntelang vollkommene Ignoranz.

Manchmal wartet die Kunst auf das Publikum, bis es für sie bereit ist. Das mag der Hintergrund dafür sein, dass einige der Frauen, um die es hier geht, in der Öffentlichkeit dann doch noch wahrgenommen werden. Die Kunst wartete, und irgendwann schauten die Leute hin. Aber nicht für alle Frauen, mit denen ich gesprochen habe, ist das bereits in einer Weise geschehen, dass sich aufatmen ließe: Endlich! Katharine Sehnert stellt ihre Arbeit inzwischen vor allem in den Dienst des Nachruhms von Mary Wigman, Gioconda Segantini ihre in den ihres Großvaters Giovanni. Bei anderen warte ich immer noch darauf, dass sie weltberühmt werden, wie es ihnen zustände.

Sie selbst kümmert das weniger, solange sie arbeiten können. Sie ziehen einfach weiter ihre Kreise. Schauen auf den sinkenden Horizont und machen ihre Kunst, ihre Filme. Tanzen. Schreiben.

Jane Campbell lebt in Oxford, schreibt ihre Geschichten allerdings oft in Bermuda. Doch es kommen keine Strand- und Bikinistorys dabei heraus, darauf legt sie wert. Im Gegenteil tut sie Erstaunliches: Ihre Heldinnen sind alt, haben einen scharfen Verstand, stellen sich ihrem Begehren und sind insgesamt so, wie Frauen in der Literatur sonst nirgends zu finden sind.



## Grausam, sexy, weise

### Bei Jane Campbell in Oxford

Jedes Mal, wenn ich Jane Campbells Kurzgeschichte *Edelmut* lese, denke ich, wenn es aufs Ende zugeht: Nein, das wird sie nicht machen, sie wird diese ältere Ich-Erzählerin nicht mit dem alten Sack Leo, den sie verachtet, ins Bett legen und dann seinen eigenen Hund auf ihn loslassen, den sie seit Tagen in ihrem Keller gehütet und ohne Fressen für diesen Augenblick scharfgemacht hat. Seit ich beim ersten Lesen der Geschichte nach Luft schnappen musste, weil genau das passiert, weiß ich natürlich, was kommt. Wie weit Jane Campbell geht. Wie grausam sie als Erzählerin ist, und wie viel Freude es ihr bereitet, grausam zu sein. Und trotzdem kann ich es jedes Mal wieder nicht glauben.

Es geht gleich am Anfang los, wenn wir die Figuren kennenlernen: »Fast jeden Morgen sehe ich Leo, einen unfair großgewachsenen, gutaussehenden Achtundsiebzigjährigen, ehemals Chirurg, der seine reizlose Promenadenmischung hinter sich herzieht, einen Rettungshund aus Rumänien mit dem völlig ironiefreien Namen Brutus. Ich sage unfair, denn als seine guten Feen ihn mit Verstand, Schönheit, Gesundheit und auch noch Reichtum beschenk-

ten, machten sie ihn überdies zu einem absoluten Scheißkerl. Seine Frau Mattie ist klein, dick und dumm.« Das ist Jane Campbells Ton. Später heißt es: »Mattie ist nun wirklich manipulativ. Aber dass sie mit Leo verheiratet und dick und dumm ist, macht sie verwundbar, also hat sie keine Wahl.« Und also muss Leo sterben.

Die Engländerin Jane Campbell, Jahrgang 1942, lebt in Oxford und Bermuda, dem britisch verwalteten Archipel im Atlantik am Nordzipfel des berüchtigten Dreiecks. Sie war in ihren späten Siebzigern, als sie *Edelmut* schrieb, und achtzig, als ihr erstes Buch mit dieser Story herauskam. *Cat Brushing* ist der Titel der Sammlung: dreizehn Kurzgeschichten mit dreizehn alten Frauen als Heldinnen, Figuren, wie man sie in der Literatur bisher kaum kannte. Auf Deutsch heißt das Buch *Kleine Kratzer* und ist seit seinem Erscheinen 2023 hier ein großer Erfolg, auch weil Bettina Abarbanell eine geniale deutsche Entsprechung für Campbells rauen Ton und ihre geschmeidigen Sätze gefunden hat.

Inzwischen liegt das Buch in sechs Sprachen vor, wurde überall gern gelesen, aber nirgendwo so gern wie in Deutschland. Was sagt das über das deutsche Lesepublikum? Werden hier die Stimmen der alten Heldinnen besonders gebraucht? Freut man sich hier besonders, wenn eine alte Heiminsassin ihren Pflegeroboter aus dem Dachfenster wirft, und sich selbst hinterher, punktgenau auf den Moment, wenn die neuen Investoren den Hof betreten? Oder liegt es auch an der erstaunlichen Tatsache, dass angelsächsische Schriftsteller in Deutschland häufig mehr Erfolg haben und größeren Respekt erfahren als in ihren Heimatländern, was diese in der Überzeugung be-

stätigt – die auch Jane Campbell teilt –, die Deutschen läsen nicht nur viel, sondern auch die besseren Bücher, und seien überhaupt viel intellektueller unterwegs als die Briten?

Jane Campbell ist mit Daphne du Maurier verglichen worden und mit Edna O'Brien. So bleiben die Vergleiche immerhin auf demselben Kontinent (und wie gewohnt beim selben Geschlecht), und Edna O'Brien hatte auch eine Menge Ärger, weil sie in unerhört freizügiger Weise von Frauen und Sex erzählte, jungen Frauen allerdings. Ihre Bücher waren in Irland in den 1960er-Jahren für eine Weile verboten. So weit ging mit Jane Campbells spätem Debüt niemand in England. Aber die Nachbarn runzelten die Stirn angesichts der Beschreibung von teilweise »ziemlich unergiebigem Gefummel und Gekeuche« und starteten das Getuschel. Wie konnte Jane nur!

Die dreizehn Kurzgeschichten haben es in sich. Gnadenlos sind einige, sarkastisch andere. Manchmal sehr zum Lachen, manchmal weniger. Es sind Geschichten nicht über Kranke, Demente, Großmütter am Rand des Geschehens oder solche mit einer unglaublichen Geschichte, die endlich ans Licht will, sondern über alte Frauen, die sich abseits des ihnen zugedachten Platzes stellen, manche krank, manche Großmütter, manche am Sterben. Aber alle mit größeren, interessanteren Leben, als ihnen gemeinhin gönnerhaft zugetraut wird, teilweise in innere Welten abdriftend oder bereits tief in ihnen unterwegs, aber nie in nostalgischer Rückwärtsgewandtheit, obwohl Erinnerungen eine große Rolle spielen.

Ins kleinste Detail hinein beobachtet, handeln diese Geschichten einerseits vom Erwartbaren: von Verlust,

vom Alter, vom Tod. Vom Unerwarteten, andererseits: von Rache und Mord, Selbstmord und Begehren, von manipulativen Frauen, von verliebten Frauen, von fürsorglichen oder missbrauchten, von ruhigen oder resoluten Frauen, und fast immer von solchen, die bestimmen, wie es im Leben oder auch im Sterben mit ihnen weitergeht. Sie alle haben das Glück, nicht arm zu sein, nicht dement, sozial in keiner prekären Lage. Keine der dreizehn sehr unterschiedlichen Alten in diesen Geschichten ergibt sich passiv in ein Schicksal, dem sie ihr Einverständnis verweigert hätte. Hier gibt es keine *little old ladies.* Und je länger die Lektüre dauert, desto klarer wird: Dies sind literarische Figuren, wie sie nirgendwo anders zu finden sind und wie sie der Literatur gefehlt haben, Figuren, die so scharfzüngig, scharfsinnig und ohne zu blinzeln auf eine Welt schauen, in der über kurz oder lang alle alt werden, sofern sie das Glück haben. *Mrs Dalloway,* die berühmteste Alte der Literaturgeschichte, ist 52. Virginia Woolf, die sie erschaffen hatte und sich später selbst die Möglichkeit nahm, älter zu werden, war bei Erscheinen ihres Romans im Jahr 1925 in ihren frühen Vierzigern.

»Meine *Mrs Dalloway*«, das ist das Buch, das Jane Campbell als Nächstes schreiben möchte, und so wie sie es sagt, klingt es überhaupt nicht anmaßend. Das wird ihr nächster Roman, so hat sie sich das vorgenommen. Ihr erster, der im Jahr nach dem Band mit den Storys herauskam, heißt *Bei aller Liebe* und reichte, was den Erfolg anging, nicht ganz an die *Kleinen Kratzer* heran. Jane Campbell vermutet, die Romane gefielen auch ihren Verlegern nicht so besonders, und glaubt, alle hätten lieber, dass sie bei den